

Zeitschrift: Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums
Herausgeber: Zürcher Institut für interreligiösen Dialog
Band: 43 (1987)

Artikel: Judentum ohne Halacha und Zionismus
Autor: Birkhäuser-Wolf, Mirjam / Brumlik, Micha / Meghnagi, David / Picard, Jacques
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-961434>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

1. Judentum als Religion:

**Wie halten Sie es mit der Tradition?
Ist für Sie eine Gemeinde-Mitgliedschaft erstrebenswert?**

Mirjam Birkhäuser: Der Glaube – mit allen damit verbundenen Zweifeln – stellt für mich das wichtigste Element meiner jüdischen Identität dar. Mein Vater stammt aus einem nicht religiösen Elternhaus, meine Mutter konvertierte vor ihrer Heirat, nachdem sie sich jahrelang mit dem Judentum auseinandergesetzt hatte. Sie war es auch, die bei der an jedem Freitagabend gefeierten Kabbalat Schabat neben dem Lichterzünden auch den Segen über Wein und Brot sprach. Es war der Abend, an dem jeweils die ganze Familie anwesend war, ein ausnehmend schönes Erlebnis. Von den Festen wurden Pessach, Rosch Haschana, Jom Kippur, Chanukka und Purim gefeiert. Die andern Feste waren mir vom Hören sagen und aus dem Religionsunterricht bekannt. Bereichernd wirkten die vielen symbolischen Zeremonien, die zu den verschiedenen Festtagen gehörten. Die tiefen Inhalte und auch der heimliche Zauber haben bis heute auf mich eine nachhaltige Wirkung. Das Mass, in dem ich mich an die Gesetze, die Halacha, halte unterliegt einem ständigen Wandel. Für mich ist es sehr wesentlich, dass die Religion lebendig bleibt. Heute stellen sich für mich völlig neue Kaschrut-Fragen. Zum Beispiel: Ist Atomstrom koscher? Welche Arten von Düngemitteln sind koscher?

Als Kind beinhaltete «jüdisch sein» vor allem Dinge, die ich nicht tun oder die nicht zu mir «gehören» sollten. Ich verbrachte häufig die Wochenenden bei einer nichtjüdischen Freundin und besuchte sonntags mit ihr die «Kinderlehre» und später die Gottesdienste. Ich wusste nie, wie ich mich verhalten sollte: Sollte ich mitsingen oder nicht, sollte ich beim Gebet aufstehen oder nicht? Ich war sehr befangen. Erst später wurde mir klar, dass ich mit gutem Gewissen alle Psalmen hätte mitsingen können, dass die meisten Gebete aus den jüdischen Gebeten teils wörtlich übernommen worden sind.

Ich bin Gemeindemitglied, kann mich dort aber grösstenteils nicht heimisch fühlen. Ich teile weder die verbreiteten politischen Haltungen, noch kann ich dort meine Religiosität als Frau so leben, wie ich möchte. Deshalb lerne und feiere ich auch meist ausserhalb der Gemeinde in einer Gruppe Gleichgesinnter: In unserer *Chawurah* (Freundeskreis) mit sechs Familien, zumeist Mischehen, suchen wir neue Formen des Gottesdienstes auf der Basis der jüdischen rituellen Tradition. In dieser Gruppe entsteht durch ihre Geschlossenheit und zahlenmässige Begrenztheit sehr viel zwi-

schenmenschliche und emotionale Intensität. Dennoch denke ich, dass es wichtig ist, innerhalb der Gemeinde für meine Ideale zu kämpfen, in der Hoffnung, dass langsam etwas in Bewegung gesetzt wird, so dass auch Leute, wie ich dort ihren Platz finden können.

Micha Brumlik: Ich befnde mich in der paradoxen Situation, den jüdischen Glauben für den Kern des Judentums zu halten und dennoch nicht in der Lage und willens zu sein, gemäss der orthodoxen Halacha zu leben. Dies hat neben Gründen persönlicher Bequemlichkeit vor allem den Grund, dass ich die Autonomie der modernen Subjektivität zutiefst bejahe und daher eine Reihe halachischer Einschränkungen (vor allem im Kernbereich moderner Subjektivität, nämlich im Bereich von Erotik und Sexualität, von Partnerwahl und Familiengründung etc.) aus prinzipiellen Gründen ablehne. Mir ist durchaus bewusst, dass des Reformjudentum seit rund zweihundert Jahren versucht, auf derlei Fragen Antworten zu finden. Gleichwohl habe ich gegenüber dem heutigen Reformjudentum den Vorbehalt, sich allzusehr an Nebensächlichkeiten wie der Liturgiereform aufgerieben und sich insgesamt zu sehr am deutschen Kulturprotestantismus des neunzehnten Jahrhunderts orientiert zu haben.

Mich beschäftigt derzeit die Frage, ob ein bibelgläubiges, jedoch nicht halachisches Judentum überhaupt eine Möglichkeit ist – ein bibelgläubiges Judentum freilich, das anders als die neologe Reform des neunzehnten Jahrhunderts an den zentralen Heilszusagen der Bibel (Erwähnung des Volkes Israel, des Samen Abrahams; Zuspruch des *Landes Israel* und des Messias) festhält und vor allem das Judentum nicht lediglich als die Konfession des ethischen Monotheismus im Sinne Hermann Cohens begreift.

Aus diesen Bemerkungen dürfte deutlich geworden sein, dass meine Konzeption des Judentums sehr stark von bestimmten Strömungen jüngerer jüdischer Religionsphilosophie auf der Linie Ludwig Steinheim/H.J. Schoeps sowie der dialektischen Theologie zumal Karl Barths beeinflusst ist.

Die Klippe, an der sich all dies immer wieder bricht, sind die Forderungen der Halacha. Sie stellen in ihrer, wenn auch oftmals interpretierten Unbedingtheit jenes Korrektiv dar, das allzuleichtfüßigen und bequemen theologischen Konstruktionen die Zügel anlegt. Aber auch auf diesen Einspruch kann ich nur mit dem Postulat nach einem theologischen Konstrukt antworten. Was meines Erachtens heute not tut, ist eine Theologie des durch die Moderne im Ungehorsam gegenüber der Halacha lebenden Juden. Erst vor einer solchen Theologie, die die Augen vor dem Gedanken der Autonomie des modernen Menschen nicht verschliesst und gleichwohl Gottes Weisungen vom Sinai in ihrer Unbedingtheit auch ernst

nimmt und nicht vorschnell historistisch uminterpretiert, wie die Neologie dies tat, liesse sich die Frage nach einem nicht mehr kulturalistischen, konfessionalistischen Reformjudentum angemessen stellen.

David Meghnagi: (Uebersetzung M. Cunz): Ich bin in Tripolis/Libyen geboren und aufgewachsen. Von dort bin ich im Juli 1967 nach einem Monat voller Bedrohungen und Ängste ausgewandert. Die Geschichte meiner Familie ist von drei Pogromen (1945, 1948, 1967) gezeichnet. Sie hatten den vollständigen Auszug der jüdischen Minderheit zur Folge, welche zum grössten Teil nach Israel ausgewandert ist. Heute gibt es in Libyen keine Juden mehr, die Synagogen wurden in Moscheen umgewandelt und die Friedhöfe sind verwüstet. Im Juni 1967 war ich noch ein Junge. Ich ging bei einem alten Juden ein und aus, der ein Liebhaber der Kabbala war. Von ihm habe ich die ersten Anfänge der jüdischen Mystik mitbekommen. Er hiess Ya^caqov Burbea und war von Beruf Friseur. Die Kunden in seinem Laden waren Leute aus verschiedenen Schichten. Der eine kam, um sich die Haare schneiden zu lassen, der andere, um einige Meinungen über Raschi auszutauschen und wieder ein anderer sogar, um den bösen Blick zu entfernen. Ich lebte in der Welt der Überlieferung des Judentums, obwohl ich mit der westlichen Kultur schon Kontakte hatte. Ich besuchte nämlich die italienische Schule, studierte Hebräisch. Zu Hause sprach ich Arabisch, von dem ich heute noch umfassend Gebrauch mache.

So ging es bis zum Juni 1967, als Ereignisse, auf die ich keinen Einfluss hatte, mein Leben umkrepelten und mich aus der Welt hinauswarfen, in der ich aufgewachsen und an die ich gewohnt war. Nach Moses, dem Talmud, der Kabbala, Maimonides, Averroes und der mittelalterlichen Scholastik tauchten an meinem Horizont Marx, die Leidenschaft für die Politik, Piaget, Foucault, Keynes, Benjamin, Freud und Scholem auf: in kurzer Zeit ein Sprung vom Mittelalter und seinen Fragestellungen in das Herz des zeitgenössischen Denkens! Wenn es im überlieferten Universum des Judentums eine Gestalt gibt, auf die ich mich heute beziehen kann, so ist es der sagenumwobene «Acher» (Elischa ben Abuja)¹, der aufgehört hatte zu glauben und die Gebote zu halten. Er blieb gleichwohl in seinem Gefühl der Zugehörigkeit zum jüdischen Volk solidarisch und treu. Ich fühle in mir die jüdische Geschichte als Teil des menschlichen Pulses schlagen. Es ist das Gefühl der Zugehörigkeit zu

1. «Acher», «der Andere»: Elischa ben Abuja, ein bekannter Mischnalehrer des 2. Jahrhunderts, Freund und Altersgenosse Rabbi Akibas, wurde nach seinem Abfall vom rabbinischen Judentum von seinen Zeitgenossen mit diesem Namen belegt.

einer symbolischen Ordnung, welche den einzelnen übersteigt. Andererseits aber setzt sie Grenzen individueller und verantwortlicher Entscheidung.

Jacques Picard: Jude sein heisst, die Welt bejahen, ohne an sie versklavt zu sein. Wir sind da, von Anfang an, um schöpferisch und spontan unterwegs zu bleiben, das heisst an der Zivilisation voll teilzuhaben, aber kritisch über das, was sie an modernen Götzen hervorbringt, hinauszugehen und für die Verantwortung gegenüber der Schöpfung und die Würde aller Kreatur einzustehen. Unterwegssein, Raum erkunden zielt auf Vollendung, Heiligung der Zeit. Über den zivilisatorischen Prozess hinaus, der nur stets sich durch seine eigenen Wirkungen ersetzt, heisst Jude sein, die Vergangenheit zu sehen, um sich heute zu bewähren. Den geschichtlichen Ereignissen die Erinnerung wahren, und den Geist, der sich daraus mitteilt, als ein Gebot weiterreichen, bedeutet *Tradition*. Aber Tradition ist immer in Gefahr, wie Religion überhaupt, zum Selbstzweck, engstirnig, eigennützig, ausschliessend zu werden. Erst dadurch, wie beides, Kreativität und Tradition, *Spontaneität* und *Geschichte*, im Bewusstsein des *Ganzen* aufeinander bezogen werden, entsteht im Judentum Zukunft. Wie sie einst war, muss heute wieder darum gerungen werden, um die Bindung zu stärken.

Wir spüren und erkennen, wie die Neuzeit, mit ihren gesellschaftlichen und geistigen Umwälzungen, uns selbst verändert und es noch viel erheblicher tun wird. Was einmal wegweisend Aufbruch und Ordnung im mittelalterlichen Judentum war, dann umzäunte Erhaltung im Weitergehen wurde, kann heute als Vorurteil oder Verstörung wirken, bei jenen, die die Herausforderung der Freiheit verdrängen, wie bei jenen, die sich aus der Tradition weg ins Vergessen flüchten. Die Tradition als lebendige Kraft aber bringt, wie alles Schöpferische, in ihrer Entfaltung unbefangen den Widerspruch hervor, und das nicht erst heute, sondern bereits in ihrem Ursprung selbst. Was auf dem Boden der Tora, in der Botschaft der Propheten, aus dem Mund der talmudischen Weisen, als Stammeln der Mystiker, uns Heutigen in sich geschlossen gedacht vorkommt und scheinbar einheitlich sich kundtut, war in seinem Grunde bunt, mannigfaltig und ereignisvoll: also *widerspruchsreich nach vorne* angelegt. Deswegen ist Tradition einmal Wahrung durch treue Überlieferung und dann kreative Veränderung zum anderen. Jedoch sie fundamentalistisch zu vereinnahmen oder umgekehrt, im Gefühl der modernen Vereinzelung, abzulehnen, hiesse beiderfalls die psychischen Verletzungen in den Rang einer Ideologie erheben. Der Zaun der Tradition ist wohl erhaltende Trennungslinie, aber zugleich und erst recht ein Prozess der Vermittlung. In dieser doppelten Funktion, als lebendige Quelle der Kraft, erlaubt sie,

in die Weite zu gehen und die Würde jedes Menschen auf der Höhe der Menschenrechte zu aktualisieren.

Freilich wären Individuation und Individualismus nur blosse Selbstspiegelung und Egoismus, wenn nicht der Austausch und die Solidarität angestrebt würden: durch die Teilnahme in der Gemeinschaft, die ihrerseits nur durch Offenheit die Tradition lebendig erhalten kann. Die Solidarität mit dem Erbe ist ohne Austausch, ohne Dialog mit der jüdischen Gemeinschaft nicht möglich, was, andersherum gesagt, nicht meint, dass es Aufgabe der Gemeinde wäre, gebrauchsfertiges Judentum zum Konsum anzubieten, an dem Kreativität nur erstickt müsste. Wie es Franz Rosenzweig formulierte, Judentum ist nicht Tradition, ist nicht Gesetz, sondern *schafft* Gesetz, *kreiert* Tradition. Und damit ist es wesentlich Entdeckung, in uns, um uns, hier und jetzt: vom Leben ausgehend auf den Ursprung hin.

2. Israel

**Wie soll sich das Verhältnis Diasporajudentum/Israel entwickeln?
Was sind mögliche Grenzen einer Kritik an Israel?**

Mirjam Birkhäuser: Es wird für uns Diasporajuden immer schwierig sein, unsere Identität zu finden. Israel ist aus diesem Prozess nicht mehr wegzudenken. Vor allem beschäftigt mich, wie die ursprüngliche religiöse Idee von «Zion» mehr und mehr einem gewöhnlichen Nationalismus Platz gemacht hat, im Besonderen seit der Staat Israel real existiert. Für mich ist das Verhältnis zu Israel vergleichbar mit der Beziehung zu Eltern und Geschwistern. Beim Erwachsenwerden löse ich mich von den Eltern und Geschwistern, distanziere mich und erhalte einen neuen Blickwinkel der Dinge. Ich werde kritisch. Ähnlich ergeht es mir mit Israel. Ich nehme Anteil am dortigen Geschehen, verspüre eine Verbundenheit und reagiere entsprechend emotional: Einmal fühle ich mich Israel ganz nahe, dann wieder fern. Nahe kann für mich soweit gehen, dass ich mich mit Israel identifiziere, aber auch, dass ich mich kritisch mit diesem Land auseinandersetze. Fern heisst, dass ich mich von ihm distanziere, vor ihm verschliesse und es teils verdränge. Ich setze mich immer wieder mit Israel auseinander, unterstützte Kräfte, die mir entsprechen und kritisieren Dinge, die mich abstoßen, die andere Menschen und mich verletzen. Mir ist bewusst, dass sowohl das Unterstützen, als auch die Kritik in ihrer Auslegung missbraucht werden können, und dennoch denke ich, dass es wichtig ist zu handeln, wenn ich es für richtig halte, aus meiner Betroffenheit heraus.

Micha Brumlik: Grenzen und Möglichkeiten einer Kritik von Diasporajuden an Israel werden sich daran bemessen, welches Verhältnis wir Diasporajuden zum 1948 gegründeten Staat Israel finden. Ausser Zweifel steht für mich die zentrale Bedeutung von Erez Israel als des Zuspruchs Gottes an das Volk Israel, als Unterpfand seiner Treue – einer Treue, die trotz des Ungehorsams des Volkes immer wieder bewährt wird. Das heisst umgekehrt, dass das Land Israel weder der Ursprung noch der Besitz der Juden ist. Theologisch gesehen, wird ihnen dieses Land unter bestimmten Bedingungen – der Einhaltung der Halacha und der Toleranz gegenüber Fremden und Beisassen überlassen. Franz Rosenzweig hat das Problem im «Stern der Erlösung» folgendermassen formuliert: «Und darum wird ihm [dem jüdischen Volk, M.B.] sogar, wenn es daheim ist, wiederum anders als allen Völkern der Erde, dies volle Eigentum der Heimat bestritten: es selbst ist nur ein Fremdling und Beisass in seinem Lande; «mein ist das Land» sagt ihm Gott; die Heiligkeit des Landes entrückte das Land seinem unbefangenen Zugriff, solange es zugreifen konnte; sie steigert seine Sehnsucht nach dem Verlorenen ins Unendliche und lässt sich hinfürder in keinem anderen Land mehr ganz heimisch werden». Vor diesem Hintergrund ist die Gründung des Staates von 1948 als einer der vielen Versuche von Juden zu bewerten, im Lande Israel heimisch zu werden und seine Existenz dort zu sichern. Historisch-biblisch lässt sich zeigen, dass Erez Israel und Medinat Israel niemals – oder doch höchst selten – deckungsgleich waren. Mehr noch, die Existenz von Juden bedurfte nur in den seltensten Fällen eines souveränen Staates. Sogar Esra, der als der Begründer des nachexilischen, normativen Judentums angesehen werden kann, war letzten Endes nicht mehr als ein Beamter des persischen Königs. Mit anderen Worten: Es kann für Juden keine prinzipielle Befürwortung eines souveränen Nationalstaats geben. Allenfalls stellt sich die Frage nach dem Für und Wider eines Judenstaates als eine Frage politischer Opportunität.

Unter Berücksichtigung dieser Überlegungen möchte ich nun freilich einräumen, dass wir Diasporajuden – zumal in Deutschland und bei aller Sympathie mit dem vertriebenen und geschundenen palästinensischen Volk – nur sehr begrenzt dazu in der Lage sind, die Politiken des Staates Israel vom Gesichtspunkt eines jüdischen Universalismus zu kritisieren. Zum ersten ist zuzugeben, dass wir kritischen Diasporajuden, die wir nicht in Israel leben, die Folgen unserer Kritik nicht auszutragen haben, was unsere Ernsthaftigkeit und das Gewicht unserer Argumente schmälerlt. Zweitens ist einzuräumen, dass der Staat Israel eben auch das Asyl einer Reihe von Überlebenden der Schoah geworden ist und auch heute noch für Überlebende der Schoah – wenn auch nicht ganz angemessen – der zentrale Inhalt ihres jüdischen Lebens ist. Dies verpflichtet uns aus

Solidarität mit den Überlebenden der Schoah zu einer äusserst behutsamen Kritik. Drittens ist speziell aus der Perspektive der Bundesrepublik Deutschland darauf hinzuweisen, dass jeder noch so gut gemeinte und vielleicht begründete Antizionismus zumindest hierzulande nach langen Phasen des öffentlichen Antizionismus dazu geführt, mich zu dieser Problematik kaum noch öffentlich zu äussern.

David Meghnagi: Eines der Zeichen der zionistischen Bewegung war die «Normalisierung» der Lage der Juden. Das jüdische Volk sollte «gleich» werden wie die anderen Völker. Es sollte ein Land bekommen, einen Staat aufbauen und das Brandmal der Schmach und der Unterdrückung sollte ihm genommen werden. Was den zionistischen Weg einmalig macht ist die Tatsache, dass sich die jüdische Emmanzipation anderswo verwirklichen musste als an dem Ort, wo Juden jahrhundertelang gelebt und von einer andern Zukunft geträumt hatten. Die Zionisten setzten ihre Hoffnungen auf die Idee der Rückkehr, einen neuen Exodus, zunächst vereinzelt und dann klar und kräftig. In alledem lag für das demokratische Bewusstsein etwas Grossartiges und gleichzeitig Skandalöses. Dieses sah sich in Frage gestellt in dem, was ihm am heiligsten war: nämlich die Illusion, das jüdische Problem werde mit dem Fortschritt von selbst seine Lösung finden. So gesehen klang der Zionismus wie ein Akt des Misstrauens. Als solcher wurde er auch von jüdischen Revolutionären oder assimilatorischen Strömungen selbst angesehen und kritisiert, mit welchen er übrigens in mehr als nur einem Punkt auch übereinstimmte. Die Antworten, die aus dem Judentum hervorgingen, hatten alle ihren Wert: es waren rationale Versuche einer Situation zu begegnen, die man als Grenze des «normal» Zumutbaren ansah. Niemand, nicht einmal die hellsichtigsten Kassandren dieses Jahrhunderts, waren in der Lage, sich das Böse als Banalität und den Mord als von den Leidenschaften losgelösten Plan auszudenken. Heute wissen wir, wie berechtigt das Misstrauen und wie illusorisch die Hoffnung auf die «Normalität» der christlichen Völker war. Jene Hoffnung wurde durch Hitler zunichte gemacht. Stalin hat das Werk auf einer andern Ebene vollendet. Die Tragödie des Nazismus findet jetzt eine düstere Fortsetzung im Konflikt, der seit beinahe einem Jahrhundert die Aspirationen der zionistischen Bewegung und jene des arabischen Nationalismus und der nationalen Rechte des palästinensischen Volkes einander entgegengesetzt. Es ist die Pflicht jedes einzelnen dafür zu arbeiten, damit aus jener Katastrophe nicht neue Tragödien entstehen. Dies gilt insbesondere für uns Juden, die wir direkt in diesen Konflikt verwickelt sind. Die Angst, ein Köder der Antisemiten zu werden, sollte dieses Bemühen nicht lähmen. Dieses sollte im Gegenteil einem Friedensplan dienen, der auf der gegenseitigen Anerkennung und auf

einer Wiedergutmachung des erlittenen Unrechts beruht. Überdies gilt es, die Wachsamkeit sowohl gegenüber dem Antisemitismus alter Spielart als auch gegenüber dem neuen Antisemitismus zu erhöhen, der sich an der Spirale des Nahostkonflikts nährt. Der Kampf muss an beiden Fronten geführt werden und ohne Nachgeben irgendwelcher Art auf der Ebene der Prinzipien.

Jacques Picard: Grenzen einer Kritik? Ich finde mich in der Situation, über mein Judentum in einem Rahmen zu schreiben, der gestern noch seiner Missionierung diente und heute für das gegenseitige Verständnis wirbt. (*Judaica! m.c.*). Mag auch dies nicht vergleichbar und unangemessen zur Frage sein, so lässt es deutlich werden, was Kritik an Israel zunächst voraussetzt, nämlich die tiefe Liebe zum Judentum, die eine kritische Teilnahme notwendig macht. Diese Liebe ist der Massstab für meine eigenen Worte, und ich vermisste ihn oft genug, wenn von links bis rechts das Nahostproblem dialektisch in Vereinnahmungen und Verdrängungen zersetzt wird. Ich weiss mich weit entfernt von den Jubilierzionisten, die hier auf gepackten Koffern stillsitzend ihren Monopolanspruch auf die Geschichte durch Medienkonsum unter Beweis stellen. Ich fühle mich auch keineswegs als «Antizionist» oder «Nachzionist», der mit solcher Begrifflichkeit ein Identitätsvakuum ausfüllen müsste.

Ich sehe kein Entweder-Oder in der jüdischen Erfahrung, sondern ein *Entweder-Und-Oder*, wie es Hermann Levin Goldschmidt so paradox wahr ausdrückt, den fruchtbaren Wechsel von sich gleichzeitig widersprechenden Ganzen. Wir haben heute das israelische Judentum, das sich national als staatliches Zentrum genügt, *und* das amerikanische Judentum, mit seiner experimentellen und vielgestaltigen Vitalität. Europa, von dem beide Tendenzen ausgingen, muss heute, als europäisches Judentum, sich als eine bewusste *Mitte* zwischen diesen Brennpunkten wiederfinden, ohne das eine gegen das andere auszuspielen, bzw. sich ausspielen zu lassen.

Babylon war für die Juden der Antike, zur Zeit des zweiten jüdischen Staates, gewissermassen wie Amerika für die Juden der Neuzeit ein Land, das ihnen viele Möglichkeiten bot, das palästinische Judentum war damals eine zahlenmässige Minderheit von hoher geistiger Bedeutung. Die Fruchtbarkeit dieser *beiden* Pole erkennen wir heute ebenso wie die Tatsache, dass die Ausstrahlung verschiedener kultureller Zentren, des sephardischen und aschkenasischen im Mittelalter, dann der west- und osteuropäischen in neuerer Zeit, den Reichtum und das Überleben, als Bewahrung und Erneuerung, bedingte. Das Leuchtfeuer des Talmud, das dabei die wandernden Juden über alle Trennungen miteinander vereinte, verglühete freilich zusehends, aber das Abenteuer des Geistes ist weiterhin Auftrag zur Verwirklichung schöpferischer Qualität. Das Wort «Dia-

spora» bedeutet nicht Demütigung oder Unfruchtbarkeit, wie dies in der *galut* jetzt die sowjetischen Juden wieder erleiden müssen. Die *diaspore*, die vielsame Kapsel der in Israel seit alters her heimischen Wolfsmilch, zerstreut ihren Samen mit dem Wind in alle Richtungen, und sie blüht heute in einigen Unterarten fast überall auf der Welt. Die Diaspora war auch eine *Verbannung ins Überleben*, was heute als eine *Bewährung in der Freiheit* zu verstehen ist. Dies gilt für Israel erst recht, dass auf dem Boden einer viertausendjährigen Geschichte und kulturellen Vielfalt seine Beziehungen zum Weltjudentum, zur Mehrheit der Juden weltweit, gestalten lernen muss, in einem tieferen Sinn als eine Beziehung zu sich selbst. Umgekehrt haben wir kritisch zu verstehen, warum die Israelis so sind, wie sie sind, warum sie sich, angesichts des Verrats durch diese Welt, nur noch auf ihre eigene Stärke und sonst nichts verlassen wollen. Daraus kann ich nur folgern, dass wir *hier* unsere eigene Vitalität, ein lebendiges Judentum, mit Vielfalt und Ausstrahlung entfalten lernen.

So wenig etwa ultra-orthodoxe oder ultra-spirituelle Haltungen genügen können, scheint weder eine zionistische oder universale Exklusivität im Sinne eines Monopols dienbar. Israel hat das jüdische Leben, im Sinn seiner nationalen Gewissheit weltweit gestärkt und zugleich in eine globale Verantwortung gestellt, die eine innere Herausforderung ist. «Sammlung» oder «Aliyah» sind wohl auch national, aber dadurch und zunächst universal zu sehen: als schöpferischer Aufstieg in einer ungewissen Zeit und bedrohten Welt, die, ganz im Sinn von *Klal Israel* und *Schalom alenu*, nach der Mitarbeit für Frieden und Gerechtigkeit weltweit verlangt, nach einem Bewusstsein, das uns und die Welt am Leben erhält.

3. Schoah

Gehört das Ereignis Schoah zu Ihrer Identitätsfindung?

Mirjam Birkhäuser: Als erstes kommt mir das Grauen in den Sinn, all das Schreckliche, für mich nicht Fassbare, dann aber auch Fragen wie: Warum bin ich da? Wie haben meine Eltern überlebt? Die Spannung zwischen der Angst, so etwas könne wieder geschehen, und der Zuversicht, so etwas könne nicht wieder vorkommen – zwischen diesen Polen bewege ich mich. Die stetige Wiederholung in der Geschichte bis hin zur Schoah bereiten mir Angst. Der Gedanke, Opfer dieses Irrationalismus zu werden, lähmmt mich einerseits, andererseits vermute und hoffe ich, dass

mein Verhalten potentielle Verfolger beeinflusst. Indem mit meine Andersartigkeit (nicht nur bezüglich der jüdischen Identität) bewusst ist, und ich das Fremde sehen und zulassen kann, hoffe ich, weniger Aggressionen auszulösen. Jüdische Identität ohne jüdische Geschichte, und da gehört Schoah eindeutig dazu, ist für mich nicht denkbar.

Micha Brumlik: Das Ereignis der Schoah gehört zu meiner Identitätsfindung, wenngleich nicht zu meiner Identitätsprägung. Glücklicherweise ist es meinen Eltern gelungen, bis spätestens 1938 Deutschland verlassen zu haben und auch später den nationalsozialistischen Verfolgungen zumindest soweit zu entgehen, dass sie in keinem KZ waren. Freilich wurde ein grosser Teil der Familie meiner Mutter in Polen vergast, was sie schwermütig machte und sie nie darüber hinwegfinden liess, nach dem Kriege nach Deutschland zurückgekehrt zu sein. Die nationaljüdische, zionistische Ausrichtung meines Elternhauses, meine Sozialisation in der zionistischen Jugendbewegung blendeten die Auseinandersetzung mit der Schoah weitgehendst aus. Erst nach meiner Rückkehr aus Israel – wo ich nach dem Abitur zwei Jahre lang gelebt hatte – begann ich mich – zunächst sehr allmählich – ernsthaft mit der Schoah auseinanderzusetzen. Es waren vor allem die Begegnungen mit Einzelnen, mit älteren Juden, aber auch mit Freundinnen und Freunden, deren Eltern die Vernichtungslager überlebt hatten, die mich auf die psychischen Versehrungen und Verwüstungen aufmerksam werden liess, die die Schoah auch unter Juden meiner Generation hinterliess. Es dauerte Jahre, bis ich dazu in der Lage war, einzusehen, von welcher Tragweite derlei Erfahrungen sind. Nach langen inneren Widerständen habe ich dann gelernt, diesen Umstand anzuerkennen. Ich weiss, dass es bisweilen etwas zwanghaft wirkt, wenn Juden meiner Generation in politischen und kulturellen Diskussionen der Bundesrepublik immer wieder gleichsam als Wächter der Erinnerung auftreten – trotzdem sehe ich hierzu keine Alternative. Der Kampf um die Erinnerung, der hierzulande spätestens seit dem obszönen Ritual von Kohl und Reagan in Bitburg und Bergen-Belsen im Jahre 1985 tobt, fordert uns Juden aus Treue zum Schicksal unseres Volkes und um der Wahrheit willen immer wieder dazu auf, an den industriellen Massenmord und die Verwüstungen, die er sowohl unter den Juden – aber eben auch in der politischen Kultur des Staates in dem wir leben – der Bundesrepublik Deutschland – hinterlassen hat, zu erinnern. Das ist oft lästig, wird bisweilen langweilig, lässt Gefühle der Resignation und des Ekels aufkommen, führt zu Bornierungen und Verblödungen und ist dennoch unaufgebar. Insofern glaube ich sagen zu können, dass die Auseinandersetzung mit der Schoah meine Identität um so stärker prägt, je älter ich werde.

David Meghnagi: Die durch den Nazismus bewirkten Zerstörungen haben die Begriffe in der Diskussion über die jüdische Frage verändert. In diesem Jahrhundert haben sich Tatsachen eingestellt, die jedes Vorstellungsvermögen übersteigen. Die Realität hat sogar die perverseste Phantasie überrundet. Mit diesem schrecklichen Problem muss sich das zeitgenössische Bewusstsein mit ungleichen Waffen auseinandersetzen. Die Begriffe in der Diskussion über menschliche Verantwortung sind verwandelt. Ein Abgrund hat sich aufgetan, den man bisweilen gerne wieder schliessen und verdrängen möchte. Die Juden als hauptsächlichstes Opfer nehmen darin einen besonderen Platz ein, ohne die andern Opfer, Zigeuner und andere Minderheiten, zu vergessen; es ist nicht anders möglich. Ob sie es wollen oder nicht: die Juden werden wieder zum Symbol, mit allem, was dies an Täuschendem und Irrationalem mit sich bringt, und zwar in dem Moment, in dem das Symbol zum Ersatz für wirkliche Personen wird. Ich glaube, dass ein Grossteil der Leidenschaftlichkeit, mit der die Probleme des Nahen Ostens behandelt werden, von diesem Einschnitt herrührt. Andererseits ist die Schuld, welche das Gewissen der europäischen Völker, insbesondere des deutschen Volkes, auf das eine einmalige Verantwortlichkeit fällt, bedrückt, unerträglich. Die Versuchung, ihr zu entfliehen, ist gross. Nachdem der Jude mit und ohne seinen Willen in ein Symbol umgewandelt ist, fürchtet er nun, dass man sagt, andere Tragödien hätten sich zu den alten hinzugesellt und andere Unrechrigkeiten verlangten gleiches Gehör wie die jüdische Tragödie. Er fürchtet sich davor, weil das Ideal, das man in der Nachkriegszeit aus ihm gemacht hat, auf ihn zurückfallen könnte wie ein Bumerang. (Ganz zu schweigen vom staatlichen, als Antizionismus maskierten Antisemitismus in der UdSSR). Ist im übrigen nicht kürzlich inbezug auf Israel geschrieben worden, «die Opfer von gestern seien die Schlächter von heute» geworden, mit der Absicht, die Tragödien von gestern mit denen von heute ohne Differenzierung gleichzusetzen und damit im Bewusstsein auszulöschen? So geschieht es, dass der Jude sich gezwungen sieht, die Einmaligkeit der Erfahrung des Genozids zu verteidigen, auch wenn er sich der damit verbundenen Gefahr bewusst ist. Er muss damit im unlösbarsten aller Widersprüche leben: er muss gegen die Verfälschungen kämpfen, die aus der Verwirrung zwischen Symbol und Wirklichkeit stammen, und gleichzeitig muss er die Wirklichkeit jener Symbole lebendig erhalten, aus denen sein *Identitätsprinzip* Leben bezieht. Oft wird dies unterschätzt, aber die Erfahrung des Genozids, ist eine Stauung, die sich in jedem Lebensbereich auswirkt: jede Aussage erscheint im Blick auf die Aufgabe ungenügend und unangemessen. Es gibt heute keinen Propheten, der trösten könnte. Das Volk der Hoffnung hat die Erfahrung gemacht, welche, mehr als jede andere Erfahrung, die Idee der Hoffnung selbst zunich-

te macht. Nicht einmal die Geburt des Staates Israel kann als Trost angesehen werden. Die Redeweise der Rabbiner, «Gott habe sein Volk auf die Probe gestellt», ist, ernstgenommen, die übelste aller Gotteslästerungen. Wenn dann religiöse Erklärungen gar noch von aussen kommen, sind sie reine Beleidigung und Messerstiche ins lebendige Fleisch!

Jacques Picard: Die Katastrophe von Auschwitz, je nach Intention und Erinnerungsbezug, «*schoa*», «*ḥurban*» oder *holocaust* genannt, liegt hinter uns, ihre Folgen aber vor uns. Dieses Ereignis gehört nicht (wie die Frage unterstellt) zu meiner Identitätsfindung, weil es längstens schon Teil der jüdischen Erfahrung ist. So wenig ich mir gestatte, den Antisemitismus zu einer willkommenen Grösse meiner Identität zu machen, ohne allerdings seine Gefahren zu unterschätzen, kann ich aus dem Leiden von Auschwitz kein intellektuelles Karnevalskleid schneidern, indem ich mir, ob als Anhänger oder Gegner der Erinnerung, diese Toten nützlich mache. Ich lehne es ab, das Gedächtnis daran den Erfordernissen und Affären der Gegenwart unterzuordnen, das Leiden sprachlich zu normalisieren und für die Zukunft irgendeiner Sache nutzbar zu machen. Was mir bleibt: Erinnerungsmaterial zusammentragen; dann den Abglanz des Schmerzes ertragen, dass die Menschen, welche die Inspiration des Judentums verkörperten, heute und hier fehlen; und schliesslich von ihnen lernen, ihnen zuhören, um es weiterzureichen. Aber damit hebt die Deutung an, und die Fragen, wie sich unser Leben als Auftrag darin entsprechen will.

Um nur zwei von zahlreichen Deutungen zu nennen, *Margarete Susman*, die in Hiob das kollektive Schicksal des jüdischen Volkes in Auschwitz erkannte, oder *Abraham Joshua Heschel*, der gegen die Erniedrigung durch Macht betete und mit den Schwarzen der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung auf die Strasse ging. Beide sahen das jüdische Schicksal als Symbol der Lage der Menschheit überhaupt und dadurch in seiner Einzigartigkeit. Aber was können *wir* daraus lernen? Einmal, dass wir für die Durchsetzung der Menschenrechte nicht nur beten, von der Abschaffung des Imperialismus, der Folter, der geistigen und materiellen Ausbeutung nicht nur reden können, sondern von daher im einzelnen handeln müssen. Dann, dass das Leiden von den Nichtbetroffenen oft übersehen wird: was gingen die Juden den Papst, die britische Regierung oder den schweizerischen Bundesrat denn an? Und schliesslich, dass Schoa nur mit Hilfe von industrieller Technik, die Gaskammern und Atombomben ermöglicht, realisiert und als Schreibtischakt kommandiert wurde, als eine Art selbsttätiger Prozess unter Zustimmung eines schweigenden Kollektivs. Das alles sind aktuelle Fragen, die den Juden, je *treuer* er oder sie dem Judentum ist, geradezu in ein deutliches Engagement für Flüchtlinge,

atomare Bedrohung und Friedensprozess, Abrüstung und ökologisches Handeln treiben müsste.

Freilich betone ich: je treuer wir uns dabei selbst sind und dadurch wieder werden. Einmal wegen der Usurpation des Ereignis Schoa, wenn es irgendwem als Objekt für nützliche Geschichtsverwertung erscheint; dann durch den zynischen Gebrauch, wenn, wie in der Gleichsetzung von Zionismus und Rassismus, aber auch in Waffengeschäften mit Folterdiktaturen, ob von jüdischer oder nichtjüdischer Seite her, dieses Ereignis mittelbar abgewertet wird. Ich sage dies nicht als Anspruch, zumal solcher Anspruch von nichtjüdischer Seite mit Aufdringlichkeit oft genug daherkommt, sondern als Auftrag an uns selbst, weil Erinnerung allein nicht genügt und erst im Versuch, eine Wiederholung zu vermeiden, sinnvoll ist.

4. Gesellschaftskritik

Welche Unterschiede gibt es zwischen Ihnen und einem nichtjüdischen Intellektuellen?

Empfinden Sie einen Gegensatz zwischen der dominanten Kultur im Staat Ihres Wohnorts und Ihrem Judentum?

Mirjam Birkhäuser: Mein Denken ist durch die Angehörigkeit zu einer Minorität geprägt. Daraus entsteht in mir manchmal das Gefühl, ich müsse mich mehr als andere bewähren. (Ähnliche Gefühle kenne ich auch als Frau). Die ethischen Werte, die in der Schweiz gelten, sind vom Christentum geprägt und häufig im Jüdischen verwurzelt, so dass ich mich hier heimisch fühle.

Micha Brumlik: Als jüdischer Intellektueller unterscheide ich mich hierzulande zunächst dadurch von anderen, dass ich dem Volk, unter dem ich lebe, nämlich dem deutschen Volk, nicht zugehöre. Nun ist bei Intellektuellen das Gefühl des Nichtdazugehörens ohnehin konstitutiv – gleichwohl empfinde ich auch unter lauter nicht dazugehörigen, der Mehrheitskultur fremd oder feindlich gegenüberstehenden deutschen Intellektuellen nicht selten Fremdheit.

Ich stelle – während ich dies bedenke – verwundert fest, dass dies nur mit Einschränkungen gilt: nämlich für jene Gruppen von Intellektuellen, mit denen ich mich in allgemein politischen Auseinandersetzungen befindet und stünden wir auch auf der gleichen Seite!

Dieses Gefühl stellt sich bei jenen Intellektuellen *nicht* ein, mit denen

ich im akademischen Bereich seit Jahren gedeihlich zusammenarbeite und wo ich nicht als Jude, sondern doch in erster Linie als kompetenter Kollege wahrgenommen werde. Die gemeinsame Leidenschaft für die wissenschaftliche Sache zehrt die existenziellen Differenzen auf. Dies scheint im Bereich von Öffentlichkeit und Politik nicht möglich zu sein.

Ansonsten weiss ich, dass sich bei mir ein «jüdisches» Streben nach Gerechtigkeit auf paradoxe Weise mit einer selbstverständlichen Zuneigung, nein Prägung, durch die deutsche Kultur verbindet. Ich empfinde dies weder als Gegensatz, noch leide ich hieran. Ich bin ein jüdischer Intellektueller deutscher Kultur, ein Umstand, an dem sich nichts mehr ändern lässt und der auch nicht schlimm ist. Es war die hermeneutische Philosophie, die mich gelehrt hat, mit den Vorgegebenheiten, unter denen wir die werden, die wir schliesslich sind, zu leben; ja gelassen und fruchtbar auszukommen.

Gewiss – es gibt Elemente der deutschen Kultur, denen ich in einer Art Hassliebe verbunden bin – der Romantik und dem Irrationalismus; die ich in der Tat für einen Teil der deutschen Misere und damit auch für den Nationalsozialismus verantwortlich mache. Diese Elemente durch Aufklärung zu benennen und damit unschädlich zu machen – nicht etwa sie zu beerben und von «links» her anzueignen – mache ich mir zur Aufgabe. Und dennoch bleibe ich von ihnen in einer nicht näher zu beschreibenden Weise fasziniert. Ich habe für mich die Formel gefunden, dass es sich dabei um anregende Gifte handelt, die, mit Mass genossen, durchaus produktiv wirken können.

David Meghnagi: In meinen Kindheitserinnerungen gibt es eine Phantasie: eine Synagoge, eine Moschee und eine Kirche, dazwischen ein gemeinsamer Fussballplatz, auf dem die Kinder sich begegnen und spielen können. Es war eine naive Phantasie, hervorgewachsen aus der Tiefe als Reaktion auf meine Lebensumstände. Im Grunde bin ich an jene Phantasie gebunden geblieben, wenn auch die Form, sie auszudrücken, geändert hat. Meine Existenz als Jude wäre unvorstellbar und undenkbar ohne den Nichtjuden. Die jüdische Kultur ist von Anfang an von der Begegnung mit dem andern gekennzeichnet: in Aegypten, in der Wüste, in der Diaspora, in Babylon, im Spanien der Mauren und in Mitteleuropa. Diejenigen, welche sich den Mythos der jüdischen Nachkommenschaft zu eigen machen, stellen sich in einen mythischen Rahmen, der lediglich die regressiven Aspekte der Zivilisationen karikaturhaft nachahmt, welche die Juden während Jahrhunderten bedrückt haben. Es ist übrigens genau diese jüdische Besonderheit (nämlich die Begegnung mit dem andern), welche der jüdischen Botschaft Leben und Aktualität verleiht und das grosse Interesse an ihr erklärt. Die Welt von heute hat die Begegnung mit

dem andern nötig, die Überwindung des Monologs, um einen Ausweg aus der Krise zu finden.

Jacques Picard: Wir kennen das: Körperliche Selbstakzeptierung, Gespür und Intuition der Sinne erweitern einen richtigeren Gebrauch des Kopfes, *und* ein denkender Kopf durchschaut die romantischen Projektionen der Gefühlsschwelgerei. Wir kennen das auch ganz anders: Menschen, Gruppen als auch Nationen werden in gute und schlechte Teile aufgespalten, und in dieser Abladung verdrängten Widersprüche sind sie willkommene Abkürzungen für eine manichäische Weltansicht. Ob es sich um Frauen, Juden, Zionisten und Marxisten handelt, oder um den alltäglichen Umgang, lautet die Frage dieser negativen Romantik: Warum rümpfen so zahlreiche Intellektuelle die Nase und kriechen den Mustern, die sie kritisch analysieren, auf den Leim, wenn es sich um Juden und Judentum als ihrem Gegenüber handelt? Warum brauchen viele Juden, die eine gewisse schweizerische Neutralität so enorm verinnerlicht haben, den Antisemitismus – der real nicht erst seit dem historischen Versagen der Schweiz im 2. Weltkrieg existiert – als Wundmal, um sich wieder erst spüren zu können?

Aber bleiben wir bei der Selbstakzeptierung und formulieren wir den Widerspruch als fruchtbare Ja zu beiden Teilen. Ich bin Jude, und ich bin Schweizer. Ich arbeite an denselben Aufgaben mit, vor die sich alle Juden in der Welt gestellt sehen, und ich bin mit der Schweiz und ihrer Kulturrenvielfalt verbunden. Ich bin in beiden Bereichen geistig verwurzelt, und dies kritisch, weil ich mich dem Leben verpflichtet empfinde, das auf den ganzen Menschen gerichtet ist. Ich sehe die Verschiedenheit und vor allem unaufhebbare Gegensätzlichkeit aus dem Blick des Aufbruchs, des Vertrauens, und nicht der Verzerrung des Fremden aus Angst und Schuldgefühl. Es ist eine schwierige, mühevolle, befreiende Aufgabe, bei sich selbst beginnend, zum anderen hin, Nähe und Distanz herzustellen. Die vielgerühmte, so oft verschmähte «Begegnung» ist nicht ein konturloses Wischwaschi, aber immer Wagnis. Alle Entfaltung bringt die «Wege Gottes» zum Ausdruck, solange (jüdisch gedacht und empfunden) sich der Mensch in seiner Gottes-Ebenbildlichkeit, männlich und weiblich geschaffen, nicht mit Dem verwechselt, das nichts Abzubildendem gleicht. Unter diesem Zeichen war der *Aufbruch Abrahams* mit Sara ins Unbekannte ein schöpferischer Akt in der Zeit und dem Raum, in welche er sich hinein entfaltete; und das Ereignis des *brennenden Dornbusches* findet mitten in der Wüste statt, nirgends und überall, ein Ort, von dem es heißt, sein Boden sei heilig.

Daher weiß ich mich als Jude auf *jedem* Boden geschichtlich in die Mitarbeit einzbezogen, gerade in der Schweiz als einem *anderen* Land,

gerade zusammen mit dem Christentum (oder Buddhismus oder Marxismus...) als einer *anderen* Kultur. Unterwegs zu sein ist ein Lernprozess, Auseinandersetzung und gemeinsame Vertiefung, um ein noch besserer Jude und Mensch zu werden.

5. Zukunft

Hat das nachzionistische, nicht religiöse Judentum eine Zukunft in der Diaspora?

Was sind dessen positive Inhalte?

Mirjam Birkhäuser: Ich denke, dass ganz allgemein eine Tendenz besteht, wieder nach religiösen Werten zu suchen, so auch bei den Juden. Vierzig Jahre nach dem Holocaust brodeln wieder die dunkelsten Kräfte in uns, und rund herum Kräfte, die mir allein rational weder erklärbar noch angehbar scheinen. Wir müssen nach neuen Wegen suchen. Vielleicht ist das nicht zuletzt die Aufgabe von uns Juden in der Diaspora. Juden haben kaum vergessen können, was ihnen und anderen Minoritäten in der Vergangenheit angetan wurde. Bewältigt haben wir dies nur zum Teil, und ich denke, wir müssen daran arbeiten, dass weder vergessen und verdrängt, weder verharmlost, noch an unserer Einzigartigkeit im Leiden festgehalten wird, sondern ein neuer Weg der Bewältigung gesucht wird. Dies wird unsere rationalen und emotionalen Kräfte benötigen. Seit Jahrhunderten haben Juden ihr historisches und religiöses Wissen weitergegeben und lebendig erhalten. Die Erinnerung an Jüdisches und an Verfolgung werden nicht genügen, um zu überleben. Nun gilt es, die Werte der jüdischen Tradition mit den Problemen der heutigen Zeit in Beziehung zu bringen. In dieser Anforderung fühle ich mich mit den Angehörigen anderer Glaubensbekenntnisse verbunden. Allein die Frage nach der jüdischen Identität, die so schwierig zu beantworten ist, weist darauf hin, dass die Suche danach vermutlich nie abgeschlossen werden kann.

Micha Brumlik: Gewiss – es wird auch in nicht absehbarer Zukunft nicht – religiöse Juden in der Diaspora geben. Was es heißen soll, dass diese Juden nachzionistisch sein sollen verstehe ich nicht. Im Rahmen unserer politischen Diskussionen unter jüdischen Intellektuellen in der Bundesrepublik sind wir eher zu dem Schluss gekommen, dass die meisten Juden protozionistisch sind, d.h. einer säkularisierten und vulgarisierten Zivilreligion anhängen, deren einziger Inhalt die Solidarität und Identifikation mit dem Staat Israel ist, was mindestens hierzulande zu einer kulturellen Ausdörrung des jüdischen Lebens geführt hat. Ob ein laizistisches Judentum in der Nachfolge des Bundismus, der sogenannten

deutschjüdischen Symbiose oder non Jewish Jews, also der «linken Juden» der Zwischen- und Nachkriegszeit, eine Alternative hierzu ist, bezweifle ich. Wir müssen uns der nicht-und vorzionistischen Vergangenheit des jüdischen Volkes zwar solidarisch und empathisch stellen, ohne doch zu erkennen, dass sie vergangen ist. Bundismus, «Symbiose» und «Non Jewish Judaism» sind vorüber und jeder Versuch sie zu beleben, wird nicht mehr darstellen, als einen Maskenball oder ein mehr oder minder kulinarisches bzw. melancholisches Museum.

Nun lässt sich die Zukunft einer Kultur weder prognostizieren noch planen. Doch bin ich entschieden der Auffassung, dass heute zweierlei not tut: Ein Verwinden des Zionismus und die Öffnung der Köpfe und Herzen für die vielstimmige und jahrtausendealte Melodie jüdischer Traditionen, unter denen der Grundton der Bibel und der Halacha immer wieder hindurchklingt.

David Meghnagi: Für mich ist es schon zuviel, die Vergangenheit zu betrachten. Die Zukunft würde man besser dort suchen. Wir werden den Blick über unsere Schultern zurückwerfen müssen. Vielleicht wird uns am Ende eine Erleuchtung geschenkt und der Engel der Geschichte wird wieder zu reden beginnen. Möglicherweise wird sich ein Türspalt als Ausweg öffnen, für uns Juden wie für die Nichtjuden. Aber leider weiß man, dass die Menschen von der Vergangenheit wenig lernen.

Jacques Picard: Die Zukunft des Judentums, als Frage nach seiner Chance zu bestehen, hat davon auszugehen, dass «Zukunft» selbst eine biblische Erfindung, nämlich die Entdeckung der Geschichte im Verhältnis zur Natur, ist. Dieses Verhältnis ist begründet in der Schöpfung von Natur und Mensch als Ganzes und der Transzendenz des Schöpfers, der sich offenbart und den erschütterten Menschen zum Aufbruch in die Geschichte veranlasst. Dieses Unterwegssein dient der Vervollkommenung des Menschen und der Vollendung der Welt, dem Ziel, dass die Würde des Menschen unantastbar ist. Die immer wieder verdrängte Forderung des Menschenrechts ist in der Bibel verankert: die Erschaffung des Menschen in Gottebenbildlichkeit und das Verbot, sich von Gott ein Abbild, sich selbst zu einem Gott zu machen, sind in ihrem Bezug das geschichtliche Bewusstsein, das diese Würde entfalten soll. Dass Entfaltung nur ganzheitlich, also nicht bloss religiös oder politisch, nicht allein individuell oder kollektiv, sondern im verändernden Bewusstsein des vielfältigen Ganzen möglich ist, erweist das Judentum in der Idee der Einheit Gottes, gerade weil in der Transdeszendenz der Widerspruch das einigende Ziel entwirft. Jede Generation, jeder Mensch in seiner Epoche hat den unmittelbaren Zugang zu Gott und das Judentum erst recht, solange es auf der Höhe dieses Menschenrechts an deren Verwirklichung auf dem eigenen

Weg arbeitet. Vier Punkte möchte ich hervorheben:

Die mögliche Realität eines *atomaren Holocaust*, dann die globale Bedrohung der *ökologischen Grundlagen* verbieten es uns, mit dem Argument des Sachzwangs unsere Abwehrreflexe gegen ein konkretes Handeln zu vertuschen oder noch so richtige Meditationen, dass die Krise nur eine verborgene Seite des Wunders einer Erneuerung sei, zu idealisieren. Es geht darum, konkret zu handeln, Grenzen zu ziehen, die auf beherzter Intuition und klarem Erkennen von Interdependenzen beruhen. Ob aus biblischer Ergriffenheit oder als Halacha der Ökologie, es geht nicht um technische Haarspaltereien oder ideologische Projektionen, sondern um ein Bewusstsein der Verantwortung, das die Verhältnisse mit Phantasie und Aktion verändert.

Menschenrecht war in der Geschichte des Bewusstseins zunächst wahrscheinlich Frauenrecht, matriarchal, und dann sehr tiefgreifend Ausbildung zum Vaterrecht, patriarchal – beide Elemente sind im Judentum bezeugt. Wenn wir heute diesen ältesten Krieg der Menschheit zum Frieden des Ganzen, des Menschenrechts, führen wollen, so ist der volle Einbezug der *jüdischen Frauen* längstens Voraussetzung für die Zukunft des Judentums: in Kultus, im Gemeindeleben, in der Kultur und Politik. Das heisst dann nicht einfach formale Gleichberechtigung, wie sie ohnehin vielerorts besteht, sondern Erweiterung des Bewusstseins, weil es um einen anderen Stil, einen anderen Umgang geht, der weniger linear und mehr kooperativer ist, und um die Bereitschaft, gegenseitige Ängste und Schwächen zu einem gemeinsamen Vertrauen, Emuna, aufzubauen, die kollektiv wirksam wird.

Denn es geht, drittens, um ein neues Bewusstsein, um eine *Erweiterung des Bewusstseins*, geistig und körperlich, weil unser Leben längstens in dieser Hinsicht verändert wurde. Die Entdeckungen von Einstein und Freud, beide bewusste Juden, sind weit über sie hinausgegangen in eine globale Verzweigung hinein. Für das Judentum bedeutet dies, das holistische Systemdenken der Naturwissenschaften und der Psychotherapien, als ein Ausdruck von Leben, in die Tradition einzubringen – nicht, um sie aufzulösen, sondern zu transformieren und zu erhalten. Denn damit wird Tradition wiederum eine Quelle der Kraft, eine Energie, die diese Erweiterung des Bewusstseins verankert.

Schliesslich kann angemerkt werden, dass dieses Bewusstsein, wo es *erweiterte Tradition* ist, hinzielt: auf eine politische und gesellschaftliche Beteiligung an der Arbeit für Frieden und Gerechtigkeit, auf eine Haltung der Freude und Liebe. Es sind dies zutiefst und zuerst *jüdische Paradigmen*, und sie mit *anderen* leben zu lernen, konkret und gemeinsam zu fördern, heisst, mit aller entschiedenen Treue zum Judentum am Ganzen der Welt teilzunehmen.